

Ira Loh
Auf doppeltem Boden

Roman

Ira Loh

Auf doppeltem Boden

Roman



Impressum

© 2019 by ANTHEA VERLAG
Hubertusstraße 14, 10365 Berlin
Tel.: (030) 993 93 16
Fax.: (030) 994 01888
eMail: info@anthea-verlag.de
Verlagsleiter: Detlef W. Stein

www.anthea-verlag.de
www.anthea-verlagsgruppe.de

Umschlaggestaltung: Thomas Seidel, Caroline Hamann
Korrekturat: Meike Kerwer
Satz: Paul Richter, Thomas Seidel

ISBN 978-3-89998-295-4

Dieses Werk nimmt Bezug auf das Massaker von Ciepielów.
Sämtliche Personen und Handlungen sind allerdings frei erfunden.

Prolog

KATHARINA

Seine Augen waren grau, sie erinnerten sie an Wolfsaugen, graue Wolfsaugen, obwohl Wölfe gelbe Augen haben. Sein Blick war wohlwollend, aber Wölfe sind gefährliche Tiere. Vor vier Wochen hatte sie ihn kennengelernt, zu einer Zeit, als sie vorhatte, auszusetzen in dem Spiel um eine Beziehung. Sie wollte studieren, sich der Verwirrung entziehen, die sich durch die Angleichung an einen Mann ergeben würde. Eine Entscheidung, die sie davon abgehalten hatte, auf seinen Blick mit einer Erwartung zu antworten. Sein Abschiedsblick war schmerzhaft in sie gedrungen, durch das nasse T-Shirt hindurch, unter ihre frierende Haut.

Katharina hatte die Einsamkeit am See gesucht, um besser lesen und nachdenken zu können. Sie wollte endlich in ihrer Pflichtlektüre vorwärtskommen, aber es gelang ihr kaum. Ameisen liefen ihr über die Beine, der leichte Wind wehte ihr die Haare ins Gesicht, harte Grasstoppeln piksten sie, denn ihr Handtuch war zu dünn und zu kurz. Es war ein schöner Ort. Die Liegewiese umgab den ganzen See. Maulwurfshügel, Bäume und Sträucher beieinander, als hätten sie ihren Lebensort selbst gewählt. Sie zog ihre Strickjacke über. Der Herbst kündigte sich an. Die Strahlen der Sonne schienen stoppelgelb, blass und matt legten sie sich über den See.

Niemand schwamm im abgekühlten Wasser. Nur ein Windsurfer im Neoprenanzug mühte sich im leichten Wind mit dem Kräuseln des Wassers. Er fiel hinein, zog sich wieder aufs Board, wuchtete das Segel in kräftigen Drehungen herum. Es war Ende September, nach dem Münchner Kalender war das die Oktoberfestzeit. Das vermeintlich ländliche Treiben der Wiesn war Katharina, die mit dem Studium ihrem niederbayerischen Dorf entron-

nen war, ein Graus. Trachten, Heimat, Bier, gedrängte Geselligkeit, Menschen aus aller Herren Ländern, die sich schunkelnd und schmetternd in das allgemeine Anbandeln einreiheten. Rechtschaffene Vulgarität in Lederhosen, züchtige Dirndlschürzen über japanischen Frauenbeinen, Bierfahnen und Erbrochenes in der U-Bahn.

Einige mutige Enten watschelten zu ihr hin, hielten einen Sicherheitsabstand von einem Meter, schnäbelten vereinzelt im Gras, als fänden sie Essbares im Boden. Sie warf ihnen Semmelstücke zu, weil Zuversicht belohnt werden sollte. Die Enten schnatterten geschäftig, fraßen schnappend und zogen schaukelnd ab. Hin und wieder spähte Katharina dem Surfer verstohlen nach, kam sich vor wie eine Sechzehnjährige, die Lider über dem Buch gesenkt, den Blick heimlich gehoben. Dann meinte sie, einen freudigen und stolzen Ausdruck an ihm zu erkennen, wenn er sich am Segel halten konnte und das Gesicht gespannt in Fahrtrichtung hielt. Manchmal sah er zu ihr herüber. Sie bezähmte sich, legte sich auf ihr Handtuch, blickte in die hängenden Zweige der Weide, lauschte dem Blätterrauschen und den Vögeln, die einander ins Lied fielen. Schmetternd, vibrierend, im Stakkato, in vererbten Kompositionen. Eine unverdrossene Lebendigkeit, der sie erlag. Als wäre im Hintergrund eine vielstimmige Weise, die nur sich selbst berauscht; im See, im Wind, in den Bäumen, auf ihren Beinen, unter ihrer Haut. Eine Berührung, die bis in ihr Denken hineinreichte. Fantasien vom zweisamen Einklang, vom Lächeln, das im Kuss enden würde, vom Schluck aus einer Flasche, vom Gestreiftwerden, wenn er ihr sacht den Käfer vom Arm schob, von Berührungen, die stärker waren als das Streicheln des Windes. Als sie sich wieder aufrichtete, blickte er direkt zu ihr. Er stand im Schaukeln der leichten Wellen. Hatte er das Werben ihres Körpers erspürt, ihre Fantasien belauscht? Sie schaute weg.

Die Stille zerriss unvermittelt. Zwei Männer und eine Frau im Dirndl, brachen leichtfertig, unüberhörbar angetrunken und in widerlicher Weise, wie Katharina fand, in diesen bewegten Frieden ein. Das weibliche Lachen war aufreizend und eindeutig. Wie sie ihre Schuhe auszog und, je einen, den Männern reichte, wie sie zur Aufholjagd einlud, als sie zum See rannte. Sie floh nur vermeintlich, ein entsetzlich ländlicher Flirt. Die Löwin, die Katze, die sich entwand, um den Moment der Unentrinnbarkeit hinauszuzögern. Katharina fühlte sich zurückversetzt in jenen zähen Krampf, der sie stets hemmte, wenn beim Aufstellen des Maibaums oder beim Sonnwendfeuer ein ländliches Benimmprotokoll zum Tragen kam, das sie nicht erfüllen konnte. Junge Mädchen, die ihre Haare zurückwarfen, kreischten und davonrannten, um sich fangen zu lassen. Starke Jungs, die sich zur Dreistigkeit aufstachelten, zum Tanz zogen, lachten und fester zupackten, wenn sie sich entwand.

Der Dirndtrock der Frau, die Katharina auf ungefähr fünf, sechs Jahre älter als sich selbst schätzte, vielleicht dreißig, war nur knielang, ihre mollige Taille war eng geschnürt. Rote Litzen betonten unter dem Plissee der Dirndlbluse wogende Brüste im Schwung ihres schwankenden Laufs. Sie stolperte am Uferrand. Der Stärkere packte sie unter den Achseln, legte seine Hände klammernd auf ihre Brust.

Die Frau ruderte hilflos mit den Armen. Der Kleinere packte ihre zappelnden Füße und hielt sie fest. Eine weibliche Hängematte, deren Unruhe durch rhythmisches Schwenken und einen männlichen Chor synchronisiert wurde.

„Und eins!“

„Nein!“

„Und zwei!“

„Neein!“

„Uund – drei!“

Katharina war aufgestanden, hielt den Atem an, wollte losrennen, schreien. Aber sie erstarrte mit offenem Mund, die Augen aufgerissen. Warum fand sie keine Kraft, um einzugreifen?

JENS

Er hatte Katharina zu einem Zeitpunkt entdeckt, als er keine andere Frau sehen wollte, weil er Claudia hatte und mit ihr eine Zukunft, die wichtiger war als ein leichter Flirt. Zum Besuch der Wiesn war Jens zweimal verabredet, in geschlossener Clique, mit der schönsten Frau der Welt in dem schönsten Dirndl der Welt neben sich als einen Besitz, den es zu bewahren galt. Am Vormittag hatte er sich noch mit Claudia gestritten, weil sie ihn zum Schreiben an der Diplomarbeit zwingen wollte. „Wenn du weiter so trödelst, wirst du im dritten Jahrtausend noch nicht tig.“ Quatsch! Bis zur Jahrtausendwende war es noch über ein Jahr. Er würde nur noch ein paar Wochen brauchen. Da sie ihm bei der Arbeit half, hatte sie sich ein gewisses Mitspracherecht erworben. Gegen ihr Mahnen hatte er sich die Auszeit am See genommen. Aus Claudias Sicht war das Surfen ein sinnloser Sport, bei dem kein Renommee heraussprang und kein Gemeinschaftsgefühl, eine Beschäftigung, der er unabhängig von ihr und ihrer Familie frönen konnte. Über einen Anfängerkurs war er noch nicht hinausgekommen. Das Surfboard war ein Geschenk seines Freundes. Surfen gegen die Diplomarbeit, Segeln gegen die Vernunft. Es war ein aufreibender, manchmal peinlicher Spaß. Anlufen, abfallen, Zug aufbauen, aufsteigen beim Halbwindkurs und dann die zumeist vergebliche Hoffnung, den leichten Wind auf dem kleinen See in Geschwindigkeit umzusetzen. Oder aber ins Wasser zu fallen und sich mühsam wieder aufs Brett zu hieven.

Ähnlich wie damals, als er Skifahren lernte, hoffte er auf eine Ranzanz, in die er sich hineinlegen konnte, ein Gleiten, das knapp über dem eigenen Steuerungsvermögen lag. Er liebte alles Neue. Und nur eine schaute ihm dabei zu. Die Atmosphäre des Sees war freundlich, lind, mild. „Lind“, ein Begriff aus Jugendtagen, als er sich beim Malen mit Farbschattierungen abmühte. Was einem alles einfiel beim einsamen Üben! Am Ufer saß ein Mädchen, das aussah wie einem Gemälde entsprungen. Früher hätte er sie gemalt, zu malen versucht. Das waren, neben den Sportzeiten, die besten Nachmittage gewesen, an denen er verweilte und Farben suchte, indem er den Kopf schräglegte und die Augen schloss. Immer war der Versuch, die inneren Farben und Formen nach außen zu bringen, fehlgeschlagen. Bereits zum Zeitpunkt des Augenöffnens war die harte Wirklichkeit – das helle Grau vom Leinen, das kräftige Blau und Rot der Ölfarbe – stärker gewesen als alles, was ihm eingegeben war. Seit seinem Betriebswirtschaftsstudium, seit er Claudia kannte und sich in sinnvollen Zeitvertreib einspannen ließ, hatte er das Malen aufgegeben. Die Staffelei stand, wie ein Relikt aus alten Zeiten, zur Zierde verkommen, in einer Ecke seiner Wohnung.

Sobald er auf seinem Board stand, beobachtete er das Mädchen, obwohl es nichts zu sehen gab, was diese Impressionismusromantik gerechtfertigt hätte. Sie war kein Mädchen, eher eine Frau, sie trug kein fließendes Kleid und keinen Schleifenhut, sondern Jeans, ein weißes T-Shirt und eine Strickjacke. Trotzdem war sie ein malerischer Tupfen in diesem Altweibersommer. Ein Monet-Mädchen. Wenn sie aufschaute, blickte sie zu ihm, dann wandte sie sich wieder abrupt ihrem knallgelben Reclambändchen zu. So etwas las man doch nur in der Schule. War sie noch so jung? So verschämt?

Das betrunkene Trio beobachtete er amüsiert. Der Größere hatte es immer wieder geschafft, die Hand der fülligen Frau im Dirndl zu erhaschen. Das waren gestandene Männer, eigentlich zu alt für solche Tändeleien. Die Frau wehrte den Größeren spielerisch ab, entzog sich ihm, zog die Schuhe aus, lief keck voraus und kicherte, als beide Männer hinterherliefen. Dann verlor Jens das Gleichgewicht, ruderte vergeblich mit den Armen, mühte sich ab, bis er wieder sicher auf dem Brett stand. Er lächelte, als er sah, dass die beiden Männer die Frau schwenkten, diesen alten Jugendgag wiederholten. Sie schrie, kreischte wie ein junges Mädchen, das sich geehrt fühlt, wenn zwei Männer um sie buhlen. Das Reclamheft-Mädchen war aufgestanden, den Kopf missbilligend nach oben gereckt. Eine humorlose Feministin? Er sah sie trotzdem gern an. Er blickte durch die bewegte Szene hindurch auf sie, hätte gern beruhigend die Hand auf ihren Arm gelegt. Er lachte mit, beim lauthals gebrüllten „Eins, zwei uund – drei!“. Ein langgezogener Schrei und ein lautes Platschen, als die Dirndlfrau im Wasser landete. Unwillkürlich zuckte Jens zusammen bei der Vorstellung, wie kalt sich das Wasser anfühlen musste an den nackten Beinen, dem freizügigen Dekolleté, wie es eiskalt eindringen, die Luft nehmen und dann an Rücken und Bauch hinunterlaufen würde.

Aber dann blieb alles ruhig. Kein Kreischen, kein Japsen, kein Wellenschlagen, kein Prusten – der See blieb friedlich und fast glatt. Ein versteinertes Idyll. Die Männer glotzten. Wo war sie? Die Monet-Frau rannte los. Dann schwamm Jens los, als ginge es um sein eigenes Leben. Er kraulte, sah schließlich den schlaffen Körper, der im seichten Wasser trieb. Das war flache Ufernähe! Sie hätte stehen können – konnte es aber nicht, trieb herum wie eine Puppe. Er packte sie unter den Achseln, wechselte einen kurzen Blick mit der jungen Frau, die herbeiwatete und schrie:

„Los!“ Sie griff nach den Beinen der Frau, zu zweit schleppten sie die Leblose ans Ufer, legten sie ab.

Jens wurde von einer mechanischen Klarheit überfallen. Ein Handeln im Augenblick zwischen Leben und Tod, das jede Überlegung verbot. Ein Zustand, der es ermöglichte, Leben zu retten oder zu töten. Er riss ihr Dirndl auf. Kraft sammeln, Hände zusammen, dann schnelle, regelmäßige, kräftige Stöße auf ihren Brustkorb. Eins, zwei, drei ... dreißig. Kopf zurück, Nase zuhalten, Luft holen, einpusten, Luft holen, einpusten.

Bei jedem Stoß lief etwas Wasser aus dem Mund der Ertrunkenen. Als ob sie überlaufen würde, Seewasser mit Schleim aus einem reglosen Mund.

„Ruf den Notarzt!“

„Ich hab kein Handy!“

„Lauf rüber! Hol meins!“ Er wies mit dem Arm zu seinem Ablageplatz.

Sie rannte los, kam keuchend zurück. Die Frau atmete immer noch nicht. Jens wählte den Notruf, endlich meldete sich jemand. „Feringasee, Herzstillstand – letzter Parkplatz, ganz hinten, der letzte!“ Als er den roten Knopf am Handy drückte, war ihm klar, dass sie es nicht schaffen würden, eine Tote zurückzuholen. Er sah, wie gut das Mädchen weiterarbeitete, wie kräftig und zäh sie um dieses Leben, um diese Tote rang. Sie war älter, als es den Anschein gemacht hatte. Nein, sie war kein Mädchen mehr. Die würde nicht aufgeben.

KATHARINA

Sie fühlte sich in einen anderen Zustand versetzt. Ein Déjàvu aus einer Ferne, für die sie keinen Namen hatte. Nur ein Gefühl, ein Rufen ohne Worte. Mój aniołek, mein Engelchen, musste sie den-

ken und weinte und arbeitete. Kräftige Stöße, schnelle Stöße, der Brustkorb war weicher als sie erwartet hatte. Waren die Rippen gebrochen? Weiter! Die Frau vor ihr war leblos und doch noch da, eine hilflos Schlafende, eine, die wartete, die kindlicher als ein Säugling sich ihrer beider Hilfe hingab. *Aniolek!* Es konnte doch nicht sein! Sie war noch am Leben, auch wenn sie nicht atmete. Katharina fühlte sie unter ihren Händen, fühlte ihre weiche Haut über den nachgiebigen Rippen, ihre kalte Nase, ihre vollen Lippen, wenn sie ihr Luft gab. Katharina keuchte und mühte sich weiter, schnell, rhythmisch, fest. Sie warb um diesen bleichen Engel, hetzte die Leblose unter Tränen: Los! Hör auf zu zögern! Mach mit! Du kannst es! Los! Du bist noch da! Ich spür dich! Schnaufe! Schlage! Komm – zu zweit – wir schaffen das! Komm! In jeden Herzdruck, in jede Atemhilfe legte sie dieses lautlose Werben, obwohl sie spürte, dass die andere weit weg war und ihr der Weg lang erschien, der Weg zurück in dieses Diesseits. Komm! Bitte! Du schaffst es, jetzt. Jetzt!

Der Surfer löste sie wieder ab. Zwischendurch schaute er besorgt auf die Uhr. Sie sah, dass er verhalten weiterarbeitete, pflichtschuldig. Erst jetzt fielen Katharina die beiden Männer ein, die betroffen Abstand hielten. Sie standen da wie Baumstämme. Der Größere stammelte immer wieder „Edith“, schüttelte den Kopf langsam und ungläubig. Dem Kleineren kullerten Tränen über die Wangen. Katharina brachte es nicht über sich, gut zu ihnen zu sein. Kein Wort, keine Geste des Mitgefühls wollte sie geben. Sie roch den Alkohol. Wie waren sie Auto gefahren, in diesem Zustand?

Der Sanka kam fünf Minuten später quer über die Wiese gefahren. Die Sanitäter und der Notarzt sprangen aus dem Auto. Ein wortlos eingespieltes Team, Roboter mit Signalfarben auf ihren Kunststoffjacken, mit Gummihandschuhen. Sie sprachen nicht,

setzten ihre Koffer ab, knieten sich nieder. Der Arzt beugte sich über Edith, sprach sie an, prüfte routiniert die Atmung, dehnte ihren Nacken, zog den Kopf vorsichtig nach hinten. Ein Sanitäter nahm gleichzeitig die Druckmassage auf, ein weiterer legte eine Plakette auf den Brustkorb, der zugehörige Monitor leuchtete auf. Schnelle Hände, professionelle Gesten, geübte Abläufe, elektrische Hilfsgeräte. Katharina schöpfte Hoffnung, trat noch einen Schritt zurück, um diesen Helferzirkel nicht zu stören. Der Arzt hob den Arm: „Achtung, alle weg von der Patientin. Schock.“ Niemand sagte etwas. Alle blickten gebannt. Katharina atmete tief, als ob sie die Dirndlfrau anstecken könnte. *Schnaufe, schlage!* Dann wich sie unmerklich zurück. Eine blecherne Stimme gab Report: „Schock abgegeben.“ Katharina ertrug das Aufbäumen des Körpers nicht. Sie treiben ihre Seele aus. Aber die Atmung blieb aus. Ediths Brustkorb blieb unbewegt, ihre Augen geschlossen. Katharina versuchte, ihr Schluchzen zurückzuhalten, presste ihre Hand vor den Mund, um ihren Aufruhr zu verbergen. Der Arzt blickte kurz zu Katharina auf und schüttelte wortlos den Kopf. Ein Sanitäter wiederholte die Stöße gegen die Rippen mit beiden Händen, kräftig, regelmäßig. Ein weiches Plastikrohr wurde der Leblosen in den Mund gesteckt, immer weiter hineingeschoben. Katharina verstand, dass dies notwendig war, fühlte aber einen Würgereiz. Sie beobachtete wie über einen Beutel Luft in Edith hineingedrückt wurde, richtige Luft, keine verbrauchte Luft, ein medizinisch effizientes Zuatmen. Sie sah bereits wie eine Patientin aus, ein Schlauch, ein Rohr, ein Band um Mund, Nase und Hinterkopf.

Der Defibrillator blinkte, der Arzt nickte, alle nahmen Abstand. Katharina konnte den unsichtbaren Schlag körperlich spüren. Die Ertrunkene zuckte, ihre Zunge ruckte über die Lippen hinaus, ihre Hände krampften. Katharina schloss die Augen, biss

sich auf die Lippen, würgte ihre Tränen weg. Ein Blick zum Surfer zeigte, dass er sie beobachtete und ihre Not erkannte. Sich mit all dem abzufinden, war das Gebot der Stunde. „Noch eine letzte Chance haben wir, mehr Schocks überlebt sie nicht“, sagte der Arzt. Einer der Sanitäter nahm die betrunkenen Männer behutsam am Arm und geleitete sie in den Sanitätswagen. Der nächste gab dem Surfer einen Block. Was gab es jetzt zu schreiben? Die Personalien? Hatten die alle nichts Wichtigeres zu tun? War etwa alles schon vorbei? Katharina ging langsam zum Ufer zurück, sank in die Knie, legte ihr Gesicht in ihre Hände. „Katharina Markgraf“ zischte sie widerwillig, als einer der Sanitäter auch sie auf die Personalien ansprach. Ihre Adresse gab sie mühsam dazu, wiederholte sie, weil er sie nicht verstanden hatte. Dann stand sie auf, um ihm ins Gesicht zu sehen. Er war alt. Alle sahen gleich aus in ihren Schutzanzügen, aber dieser hier war mindestens fünfzig Jahre alt. Er blickte genervt und atmete hörbar durch, als würde er denken, dass gegen Zicken kein Kraut gewachsen ist. „Meine Telefonnummer ist die meiner Vermieter. Brauchen Sie deren Namen jetzt auch noch?“

„Nein. Das reicht.“

„Wir haben sie! Sie ist wieder da!“ Der Arzt schrie!

„Das war knapp! Aber sie lebt!“

Als Katharina hinstürzte sah sie, wie die Frau ihre Lider einen Spaltbreit aufzwang, nichts bewegte sich in ihrem bleichen Gesicht. Sie war eine Maske mit gut befestigtem Plastikrohr im Mund. Schließlich öffnete sie ihre Augen ganz. Sie blickte leer und starr. Sie schien immer noch weit weg zu sein.

Wie gern hätte sie Edith kurz berührt. „Danke“, flüsterte Katharina unter Schluchzen, „danke“. Die Sanitäter trugen die Patientin auf einer Krankentrage zum Wagen, die beiden Männer umarmten sich, der Arzt, bereits im Abmarsch, winkte, ohne sich

umzuschauen. Die Türen schlossen sich mit einem lauten Klack. Und dann war alles ganz still. Als ob ein Spuk vorbei wäre. Der See lag in leichten Wellen, die Sonne senkte sich in die Nachmittags-schräge. Nur noch ein kleiner Kegel des Lichts, dachte Katharina. Soviel Dunkelheit auf diesem grauen See. Sie konnte nicht anders. Sie wankte auf ihn zu, auf ihn, mit dem sie um Ediths Leben gerungen hatte, legte sich in seine Arme, lehnte ihren Kopf an seine Schulter und weinte auf seine Neoprenhülle. Gern hätte sie seine Schulter ohne diesen Schutzanzug gespürt. Wenn sie ihre Augen öffnete, berührten ihre Wimpern seinen Hals. Sie fühlte sich unglaublich schwach. Ihre Lippen gehorchten ihr nicht mehr, sie zitterten, zogen sich beim Schluchzen zusammen, und manchmal musste sie heimlich lächeln. Am Hals war seine Haut zu spüren, und sie musste sich eingraben. Sein Nacken roch anheimelnd, vertraut und frisch. Das Wasser in seinen Haaren tropfte auf ihr Gesicht und vermengte sich mit ihren Tränen. Er hielt sie, strich vorsichtig über ihren Rücken, und wenn sie sich näher an ihn drückte, hielt er sie fester. Sie wollte immer bei ihm bleiben. Als sie aufblickte war sein Mund ganz nah, seine Augen blickten sie fürsorglich an. Sie schämte sich, schaute zu Boden und gab sich endlich einen Ruck. Mit einer Geste deutete sie zum See, wusste ihn bei sich, als sie zum Ufer vorausging und breitete ihr Handtuch quer. Sie setzten sich nahe zueinander, mit angezogenen Knien, die sich leicht berührten. Beide schwiegen und blickten aufs Wasser.

„Du hast nicht mehr geglaubt, dass sie durchkommt, oder?“, fragte Katharina.

„Nein. Es hat zu lange gedauert. Ich habe es nicht mehr geglaubt. Du schon, oder?“

„Nein, oder doch. Ich dachte, sie ist tot. Ich fühlte, sie ist noch da. Es war schrecklich, als sie sich aufbäumte. Ich war ungerecht

– ich meinte, ich, ich hätte am liebsten den Arzt daran gehindert, sie noch ein zweites und drittes Mal mit diesem Elektroschocker zu traktieren.“

„Sie war lange weg. Ich hoffe, sie kommt ohne Schäden davon.“

Katharina wusste, dass er von Hirnschäden sprach und sah Ediths starren Blick vor sich. Ob sie geistig behindert sein würde? Sie wollte das Wort nicht aussprechen.

„Ich hab sie gemocht.“ *Warum mochte ich sie erst dann, dachte sie, als sie leblos war? Nahe war ich ihr erst, als ich spürte, dass sie wegging. Sie wurde immer leichter und weicher. Ich wollte sie bei mir haben.* Katharina schloss die Lider und legte ihre Finger an die Innenwinkel der Augen, als könnte sie der Trauer Einhalt gebieten und den inneren Korridor noch einmal abschreiten. „Sie tut mir leid.“

Sie hob den Kopf. „Die Alkoholfahne hab ich nur bei den Männern gerochen. Bei ihr nicht.“

„Sie hat ja auch nicht mehr geatmet“, versetzte Jens trocken.

Katharina versuchte, ein Lächeln zu verkneifen.

„Wäre sie aus dem Wasser gestiegen, wäre sie triefend zurück ans Ufer gestapft, hätte ich entrüstet den Kopf geschüttelt. Wie kann man einfach so ins Auto von Besoffenen steigen und dann am See ‚Hasch mich‘ spielen?“

Jens nickte.

Katharina schüttelte den Kopf. „Du verstehst mich falsch. Natürlich sind die Männer schuld.“

„Natürlich.“

„Für die beiden Kerle kann ich wirklich kein Mitleid aufbringen, selbst wenn, ich meine, selbst wenn sie es nicht gewollt haben.“

„Mir tun sie leid. Die Frau muss einen Herzfehler gehabt haben.“

„Die standen einfach nur da wie festgewachsen. Dorfmacker. Die haben nicht geholfen, die hätten überhaupt nicht helfen können! Jetzt werden sie wahrscheinlich behaupten, dass die Frau selbst ins Wasser gesprungen ist.“

Katharina starrte auf den See, schüttelte den Kopf. „Was wäre eigentlich geworden, wenn wir nicht da gewesen wären?“

„Dann wären sie vielleicht einfach gegangen. Die haben Angst, dass ihnen der Führerschein entzogen wird, wenn rauskommt, dass sie mit ihr an den See gefahren sind.“ Er wandte sich zu ihr. Sein gummierter Oberkörper schien ihr kräftig. Einige seiner blonden Haarsträhnen waren schon trocken und schimmerten im Sonnenschein. Er war so klar, sachlich. Er hatte mit seinem schnellen und sicheren Handeln die Frau gerettet, sollte sie ihm, dem beherzten Retter, noch einmal in die Arme sinken?

„Du schaust aus wie ein Weltraumheld, der aus Versehen auf der Erde gelandet ist und sich wundert, dass wir Menschen so hilflos sind.“ Sie blickte stur geradeaus auf den See, um der Nähe zu entgehen, um nicht noch einmal seinem Mund, seinem Atem nahe zu sein. „Und der sich wundert, dass hier alles grün und blau ist.“

„Und verschlissen rot wie dein Handtuch und schimmernd braun wie deine Haare – und blass wie deine Haut und deine Sommersprossen.“

Sie schob ihr Zittern auf die Kälte, auch wenn sie wusste, dass es ein inneres Wanken war, dem sie nicht nachgeben wollte.

„Wie kommst du eigentlich drauf, dass es Dorfmacker sind?“, fragte Jens.

„Weil ich selbst aus einem Dorf komme.“

„Ach, dann musst du es ja wissen.“

Sie musste lachen. Die Beweisführung war zugegebenermaßen nicht zwingend. Egal. Sie musste sich nicht darstellen und wollte nicht flirten. Ihre Freundin Eva würde sagen: „Wenn man aufgehört hat zu rauchen, kann man sich gern eine genehmigen.“

„Ist das strafbar?“, fragte Katharina, um wieder sachlich zu werden. „War das fahrlässige Tötung, ich meine Körperverletzung?“

„Das wäre hart. Ich habe selbst schon einige Mädchen ins Wasser geschmissen.“

Jetzt nickte Katharina gewichtig und langsam, zog die Mundwinkel in gespielter Anerkennung nach unten. „Einige gleich. Du bist aber ein ganz Starker!“

„Blöde Kuh“, sagte er lachend. „Bist du noch nie ins Wasser geworfen worden?“

„Nein, ich lebe noch.“

„Du hast ja auch keinen Herzfehler.“

„Zumindest keinen organischen.“ Sie lachte gezwungen.

Die Enten kamen wieder an.

„Ich hab kein Brot mehr.“

„Wenn man auch gleich alles auf einmal verteilt.“

Katharina lächelte. Er hatte sie beobachtet.

„Du bist nicht besonders gut im Windsurfen, oder?“

„Hast du mich beobachtet?“

„Nein, natürlich nicht. Ich habe konzentriert gelesen.“

„Ja, das hab ich gesehen. Lesend hast du gut ausgesehen. Ich hab dich nämlich *auch* nicht beobachtet.“

Katharina legte sich zurück und starrte in den Himmel.